

Presse

Quelle: FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG

Ausgabe: 26.06.2006 – Nr. 25

Autor: Keno Verseck

Der vergessene Patient

In den psychiatrischen Anstalten Rumäniens herrschen Zustände, die manche Fachleute von "passiver Euthanasie" sprechen lassen.

KLAUSENBURG (CLUJ) Eugen Dimitriu träumt von der großen, staubigen Zementfabrik in seiner Heimatstadt. Er träumt von den qualmenden Schornsteinen, vom Maschinenlärm und davon, dass er wieder jeden Morgen die Karte in die Stechuhr stecken darf. "Ich werde lernen, lernen, und lernen", sagt er. "Und dann werde ich mich bewerben und anfangen, in der Fabrik zu arbeiten."

Dimitrius Bettnachbar liegt frierend unter einer dünnen Wolldecke. Er schaut ihn aus grossen, glasigen Augen an. In einer Ecke des Schlafsaals kratzt ein Patient seit Stunden mit seinen Fingernägeln an der schwarz verschimmelten Wand. Aus der Decke klatschen Wassertropfen schwer in eine Schüssel.

Dimitriu zieht seinen uralten verstaubten Holzkoffer unter dem Bett hervor. Mit einem nassen Lappen wischt und reibt er ihn ab - er soll sauber sein für die grosse Reise. Sieben Jahre und sechs Monate hat Dimitriu hier zugebracht, in der Psychiatrie in Borsa in Nordwestrumänien. In einigen Tagen wird er die Anstalt verlassen. Es wird der Augenblick sein, auf den er seit seiner Einweisung gewartet hat. Eugen Dimitriu, 57, ist ein großgewachsener, gutaussehender Mann mit grauen Haaren. Er wirkt gut gelaunt und ausgeglichen.

Paranoide Schizophrenie nennen die rumänischen Ärzte seine Krankheit, wie immer, wenn sie nicht wissen, was sie machen sollen mit verarmten und verwahrlosten Menschen, mit Obdachlosen, mit verwirrten Alten und mit Alkoholikern. Auch Eugen Dimitriu ist so ein Fall. Er war jahrelang schwerer Alkoholiker, war wegen seiner Trunksucht verwirrt und unzurechnungsfähig. Inzwischen trinkt er nicht mehr. Die Pfleger beschreiben ihn als freundlichen, zurückhaltenden Menschen.

Dimitriu war ein vergessener Patient, so wie viele Psychiatrieinsassen in Rumänien. Vergessen von Angehörigen und Behörden, verwaltet von unqualifiziertem, schlecht bezahltem Personal, tagtäglich ruhiggestellt mit Medikamenten. Nun wird er in eine andere, eine bessere Psychiatrie verlegt werden, in seiner Heimatstadt Turda. Mit der Zeit soll er Ausgang bekommen und seine Familie wieder treffen. Vielleicht, so ist ihm in Aussicht gestellt worden, wird er eines Tages sogar wieder draußen leben können.

Borsa ist ein kleines Dorf in Nordwestrumänien, eine Autostunde von der siebenbürgischen Metropole Klausenburg (Cluj) entfernt, zehn Kilometer abseits der Hauptstraße. Ein schmaler, mit Schlaglöchern übersäter Weg führt in das Dorf mit alten,

schiefen Bauernhäusern. Die Psychiatrie befindet sich etwas abseits der Dorfmitte, in einem alten Gut. 215 Patienten leben hier, in halbverfallenen Gebäuden. Etwas mehr als die Hälfte sind chronisch psychisch Kranke, die anderen Behinderte oder Sozialfälle wie Alkoholiker oder verwirrte, pflegebedürftige Alte. Sie teilen sich 160 Betten. Eugen Dimitriu ist glücklicher Besitzer eines eigenen Bettes. Er wohnt in einer Baracke namens Pavillon 2, zusammen mit 53 anderen Patienten. Es ist ein abrisstaugliches Gebäude. In den Schlafräumen tropft es bei Regenwetter durch die Decke. In einigen sind Fensterscheiben eingeschlagen, die Türen schließen nicht richtig, überall zieht es. In der einzigen Toilette des Gebäudes gibt es drei Öffnungen im Boden, über die man sich hocken muss, und einen Wasserhahn, der aus der Wand ragt. Die einzige Dusche des Gebäudes besteht in einer völlig verschimmelten Badekammer mit einem alttümlichen Feuerofen. Einmal in der Woche können die Patienten duschen - falls der Wasserdruck gut genug ist. Kein Wunder, dass alle Patienten Läuse und Krätze haben. Dimitriu beschwert sich nicht. Er sagt: "Draußen im Park ist es schön im Sommer. Schlimm ist nur der Winter, wenn einem sogar drinnen die Hände einfrieren."

Dimitriu wuchs in der Stadt Turda auf, nahe Klausenburg. Er studierte Industriechemie und arbeitete fast zwanzig Jahre lang als Abteilungsleiter einer Reifenfabrik. Dort wurde er zum Alkoholiker.

Entziehungskuren und Rückfälle wechselten einander ab. Als er seine Frau immer öfter schlug, ließ sie sich scheiden. "Ich war im Krankenhaus zur Entziehungskur", erzählt Dimitriu. "Eines Morgens bekam ich eine Spritze, wurde in ein Auto gesetzt und in die Psychiatrie nach Borsa gefahren. Als ich hier ankam, sagte der Direktor, ich solle ein Jahr bleiben, damit ich von der Sucht loskomme. Nach einem Jahr hieß es, ich solle noch ein halbes Jahr bleiben. Und so ging es immer weiter."

Endstation Irrenanstalt. In jedem der vierzig Kreise in Rumänien gibt es eine Psychiatrie für chronisch Kranke, und in den meisten sieht es aus wie in Borsa. Die Anstalten liegen größtenteils gut versteckt am Rande schwer zugänglicher Ortschaften. Die Kranken vegetieren vor sich hin, oft ohne therapeutische Hilfe. Häufig missbraucht das Psychiatriepersonal arbeitsfähige Insassen zu Arbeiten, etwa bei der Mais- oder Kartoffelernte. Als Lohn gibt es ein Päckchen Zigaretten und Alkohol. Manche Psychiatrien sind "Parkplätze" für Personen, die von ihren Familien abgeschoben werden, zumeist Alte. Gegen ein Entgelt verfügt ein Arzt ihre Einweisung in eine Langzeitpsychiatrie, nach der Einweisung zahlt die Familie einen monatlichen Beitrag, nicht selten in die Tasche des Personals oder des Direktors.

„Passive Euthanasie“ - so bezeichnet der deutsche Psychiater Paul-Otto Schmidt-Michel die Zustände in den rumänischen Psychiatrien. Eine drastische Formulierung. Aber Schmidt-Michel will damit nicht provozieren. Er spricht aus Erfahrung.

Der 58 Jahre alte Arzt leitet eine psychiatrische Anstalt im baden-württembergischen Ravensburg und ist Professor an der Universität Ulm. Zum ersten Mal kam er im Februar 1990 nach Rumänien, zwei Monate nach dem Sturz des Diktators Ceausescu. Aus Interesse hatte er einen Hilfstransport nach Nordrumänien begleitet. In der Kleinstadt Beclean stieß er zufällig auf die örtliche Psychiatrie. „Die 130 Patienten waren zur Hälfte im Keller wie Tiere untergebracht, es gab eine hohe Sterberate, zwanzig Prozent im Jahr, die Ernährung war unglaublich schlecht“, erinnert sich Schmidt-Michel.

Zusammen mit Kollegen und Interessierten gründete er den gemeinnützigen Verein Beclean e.V., der mit Spenden und Stiftungsgeldern die Psychiatrie in Beclean unterstützt. Vor anderthalb Jahren stießen er und seine Mitarbeiter auf die Psychiatrie Borsa. Auch dort fand Schmidt-Michel frühere Eindrücke bestätigt.

"Es waren Verhältnisse genau wie nach dem Sturz Ceausescus." Auch Borsa bekam finanzielle Hilfe. Vor allem aber sorgt der Verein für ein Programm zur Reintegration von Langzeitinsassen in die Gesellschaft: Diejenigen Patienten, die psychisch oder körperlich nicht schwer krank sind, sollen verlegt werden in die Nähe ihrer Heimorte. Sie sollen eines Tages vielleicht wieder außerhalb einer Psychiatrie leben können.

Borsa, wochentags, acht Uhr morgens. Die Ärztin Erzsébet Túrós macht Visite. Sie geht durch einen Saal des Hautgebäudes, in dem zwanzig Männer schlafen. Am Bett eines alten Mannes bleibt die Ärztin stehen. Der Mann kann nicht laufen, er atmet schwer und liegt in verdrecktem, nach Urin stinkendem Bettzeug. Erzsébet Túrós schüttelt halb resigniert, halb entsetzt den Kopf. Sie stellt einen Pfleger zur Rede, doch der wiegelt ab: Der Mann nässe ständig ein. Etwa auch auf das Kopfkissen, fragt Erzsébet Túrós vorwurfsvoll.

Dann befiehlt sie dem Pfleger, das Bettzeug zu wechseln. Widerwillig murmelnd, führt er die Anweisung aus.

Erzsébet Túrós ist eine kleine, schwarzhaarige Frau mit gutmütigen Augen. Vor acht Jahren fing sie in Borsa an. "Es war ein riesiger Schock für mich, als ich zum ersten Mal hier herkam", erzählt die Allgemeinmedizinerin - und autodidaktische Psychologin und Psychiaterin. Denn es gibt in Borsa keinen Psychologen und nur einen einzigen Psychiater - trotz insgesamt 17 vorgesehenen Planstellen. Schon seit Jahren findet sich niemand, der bereit ist, hier für umgerechnet 150 Euro im Monat zu arbeiten - das Gehalt, das auch Erzsébet Túrós bekommt. Ihre gesamte medizinische Ausrüstung besteht aus einem Stethoskop und einem Gerät zum Blutdruckmessen. "Das ist einfach nicht normal hier", sagt sie. "Die Insassen würden es verdienen, sich als Menschen fühlen zu können."

Bei Verantwortlichen von Gesundheitsministerium und Kreisgesundheitsämtern hält sich die Empörung aber in Grenzen. Psychiatrien sind ein vergessenes Kapitel rumänischer Sozialpolitik. Vor einem Jahr schlugen Menschenrechtsorganisationen Alarm, darunter auch amnesty international. Sie deckten auf, daß in der Psychiatrie Poiana Mare in Südrumänien, in der psychisch kranke Straftäter leben, im Winter 2003/2004 achtzehn Insassen an Hunger gestorben oder erfroren waren. Als Konsequenz aus dieser Tragödie verpflichtete sich das rumänische Gesundheitsministerium im April 2004 in einem sogenannten "Psychiatrie-Memorandum", die Situation der Patienten in den Anstalten zu verbessern. Seitdem ist das Thema von der Tagesordnung verschwunden.

Borsa an einem Montag morgen. Der Tag, auf den Eugen Dimitriu schon so lange gewartet hat, ist gekommen: Abfahrt aus der Anstalt. Dimitriu und sieben andere sind vorerst die wenigen Glücklichen, die in eine bessere Psychiatrie verlegt werden. Gut eine Stunde dauert die Autofahrt. Als die Stadt Turda in Sichtweite kommt, lächelt Eugen Dimitriu freudig. "Man sieht die Schornsteine der Zementfabrik!" Eugen Dimitriu zündet sich eine Zigarette an, raucht genüsslich und sagt: "Ich habe all die schlechten Erinnerungen zurückgelassen und nur die guten mitgenommen."